

Eine gemeinsame Veröffentlichung
der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung
und der Wüstenrot Stiftung



*Rahel Levin Varnhagen, 1796.
Bronzerelief von Christian Friedrich Tieck (1766-1851).
Foto: Dietmar Katz. © bpk, SBB*

Rahel Levin Varnhagen

Rahel.

Ein Buch des Andenkens
für ihre Freunde

Herausgegeben von
Barbara Hahn

*Mit einem Essay von
Brigitte Kronauer*

Band 1



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Band 1

Brigitte Kronauer

Unendliche Liebe zur Gesellschaft 7

Rahel Levin Varnhagen

Rahel.

Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde

Oktober 1787 bis Dezember 1807 (Nr. 1–364) 17

Band 2

Januar 1808 bis September 1813 (Nr. 365–606) 7

Band 3

Oktober 1813 bis Dezember 1817 (Nr. 607–854) 7

Band 4

Dezember 1817 bis Mai 1825 (Nr. 855–1216) 7

Band 5

Mai 1825 bis Februar 1833 (Nr. 1217–1599) 7

Band 6

Zu dieser Ausgabe 7

Barbara Hahn

Rahel. Ein Buch des Denkens für die Nachwelt. 11

Dokumente	40
<i>Karl August Varnhagen von Ense</i>	
Vorwort [zur Ausgabe von 1834].	85
Zu den Korrespondenten (Alphabetisches Verzeichnis)	125
Zeittafel	365
Farbabbildungen	369
Dank	385
Abkürzungen und Siglen	387
Verzeichnis der Briefe und Aufzeichnungen.	392
Versteckte indirekte und nicht nachgewiesene Zitate .	457
Personen-, Werk- und Ortsregister	467

Unendliche Liebe zur Gesellschaft

von Brigitte Kronauer

Dem Wort »Salon« haftet, denkt man an heutige Wiederbelebnungsversuche, leicht etwas literarisierend Nachtrauern-des, nostalgisch Geschminktes an. Im späten 18. Jahrhundert bis weit ins 19. klang es ganz anders, vor allem durch jene Frauen, etwa Caroline Schlegel, Rahel Varnhagen, Johanna Schopenhauer, die nach französischem Vorbild aus den Zusammenkünften in ihren Wohnungen mit Elan und Eleganz ästhetische Gebilde schufen.

»Ich liebe unendlich Gesellschaft und von je; und bin ganz überzeugt, daß ich dazu geboren, von der Natur bestimmt und ausgerüstet bin. Ich habe unendliche Gegenwart und Schnelligkeit des Geistes, um aufzufassen, zu antworten, zu behandeln. Großen Sinn für Naturen, und alle Verhältnisse; verstehe Scherz und Ernst: und kein Gegenstand ist mir bis zur Ungeschicklichkeit fremd, der dort vorkommen kann. Ich bin bescheiden, und gebe mich doch preis durch Sprechen: und kann sehr lange schweigen: und liebe alles Menschliche, *dulde* beinah *alle* Menschen.«

So präsentiert sich – auf das leicht verstörende Beispiel von »Bescheidenheit« komme ich später zurück – die 42jährige Rahel in einem langen, über vier Tage hinweg verfaßten Brief an Clemens Brentano. Sie entspricht in der Charakteristik ziemlich genau einer Hauptforderung, die Schleiermacher 1799 in seinem »Versuch einer Theorie des geselligen Betragens« vom mustergültigen Salon verlangt, in dem das nach seinen Möglichkeiten entfaltete Individuum und die Gruppe, flexibel auf wechselnde Zusammensetzungen reagierend, sich zu einem jeweils harmonischen Ganzen zu bilden hätten.

Bereits in ihrem ersten Berliner Salon in der Dachstube der elterlichen Wohnung versammelte die gerade erwachsene Rahel Levin, früh an der Vernetzung inspirierender Köpfe interessiert, teilweise schon recht prominente Gäste aus Adel und Bürgertum, Juden und Nicht-Juden, Philosophen, Militärs, Literaten, Diplomaten. Wie sie das schaffte, hat sie im zitierten Brief formuliert.

Bei den geistreichen Jüdinnen hätten junge Menschen, die Grenzen überschreiten wollten, verwandte Seelen ohne Rücksicht auf Stand und Rituale treffen können, berichtet Hazel Rosenstrauch in ihrem Buch *Wahlverwandt und gleichberechtigt* (2009) über Caroline und Wilhelm von Humboldt, die zu den engen Bekannten von Rahel zählten. Ein schöner Hauch von Aufbruch, Notwendigkeit und Utopie liegt über diesen Anfängen.

Das normale Leben allerdings erwies sich als weniger emphatisch. Es gab häßliche Gerüchte, Intrigen und Mißverständnisse, erotische Eifersucht und Neid auf besonders glänzende Besucher, die im einen Fall kamen und sich im anderen versagten, wirklichen und unterstellten Antisemitismus. Das ist nicht nur zu konstatieren als Kontrast zum Visionären der Salonkonzeption als Kunstwerk des Geselligen, das Erhabenes wie Triviales zum Gegenstand haben konnte, am besten in raschem Wechsel, sondern als direkte unvermeidliche Folge und Kehrseite solch luftiger Zusammenkünfte kurzfristig hochgestimmter Persönlichkeiten, die schließlich aber auch nur Menschen waren wie eine Gemüseverkäuferin, ein Reitknecht, ein Dienstmädchen, allerdings weniger Arbeit zu verrichten hatten, jedenfalls weniger schwere, dafür rascher und virtuoser mit der Zunge agierten.

Und Rahel selbst? Sie lag, bei allem Willen zum Idealschen, mit dem Kleinkram des Zwischenmenschlichen aufgrund einer nie zur Ruhe kommenden Aufgereiztheit und hochgradigen Empfindlichkeit – Last und Kapital ihres Wesens – ihr Leben lang im Krieg. Die blitzende Intelligenz der 1771 geborenen Tochter des jüdischen Kaufmanns und

Bankiers Levin Markus, für den sie, wie für ihre Mutter, später härteste Worte fand, machte sich früh bemerkbar. Sie wuchs mit Jiddisch auf, lernte dann Deutsch und Französisch, war eher klein als groß, eher häßlich als hübsch und, wie sie immer wieder behauptete, ohne Grazie. 1814, nach zwei geplatzten Verlobungen und evangelischer Taufe, heiratete sie den vierzehn Jahre jüngeren Karl August Varnhagen von Ense. Er gab 1834, ein Jahr nach ihrem Tod, eine Sammlung der Briefe Rahels heraus, das »Buch des Andenkens für ihre Freunde«, eine subjektiv gefärbte Auswahl, was bei einem liebend auf Legendenbildung bedachten Witwer nicht ganz unverständlich ist. Über den aufrechten Publizisten, Chronisten, schließlich hohen preußischen Staatsbeamten, der wegen seiner kompromißlosen Parteilichkeit als Ehemann fast routinemäßig bspöttelt wird (»Rahels Eckermann«), schrieb kein Geringerer als Heinrich Heine, er sei ihm immer sein »wahlverwandtester Waffenbruder« gewesen.

Aus mancherlei Zeugnissen geht hervor, daß Rahel, gefeiert vom selben Heine als »geistreichste Frau des Universums« (Leopold Ranke: »geistreichste Frau Europas«), von Jean Paul als die »einzige humoristische Frau« (ein Riesenlob aus seinem Munde, das sie jedoch nicht recht zu würdigen wußte), von Fouqué als Seelenentflammerin mit »Worten, wie sie vielleicht in keines anderen Menschen Gewalt stehen« und von der Anbetung ihres außerordentlichen Scharfsinns durch die geistigen Koryphäen der Zeit verwöhnt, durchaus wußte, was sie in Varnhagen besaß: Ein granitenes Fundament!

Ihr »urbanes Herz« (Rahel über sich) zog viele an, und sie alle, so muß sie es gefühlt haben, wollten sie allein für sich. Im erwähnten Brief an Brentano beschwert sie sich, daß er sie wie all die anderen zur exklusiven Vertrauten wünsche. »Ihre Eitelkeit«, schreibt sie nüchtern über ihre Bewunderer, »war nie gespannt und gereizt, mich in Gesellschaft zu besitzen, da hatten sie anderes.« Das mag zur Hälfte das befremdliche Selbstlob des Anfangszitats erklären, in dem sie

sich als Genie gerade der physischen Geselligkeit offenbart, ja anpreist.

Es liegt also auf der Hand, daß sie weder im Salon noch im alltäglichen Leben ihre überragenden Einfühlungs- und Artikulationskünste so vollendet entfalten und zugleich den Bedürfnissen der zahlreichen Verehrer so befriedigend nachkommen konnte wie in der dritten Version der Mitteilung, im Brief!

Rahels Verschiedenartigkeit, Vielseitigkeit je nach Briefpartner, wenn sie sich herrisch, demütig, stolz, klatschsüchtig, schamlos in Selbstmitleid wie Eigenlob und schnöde zeigt («...ich muß ihn gebrauchen, wozu er gut ist; und sonst nichts«, so Rahel in einem Brief vom März 1812 an Alexander von der Marwitz über Varnhagen, zwei Jahre bevor sie sich von ihm heiraten läßt), wenn sie mitfühlend, voll origineller Bilder und unerträglich selbstgerecht auftritt, oft überhitzt und schnell bereit, etwas »göttlich« zu finden oder dem Tode nahe zu sein, bereit zum kühnsten Geistesflug, jedem Gedankenexperiment, jeder Einsichtstiefe gewachsen, hat natürlicherweise dazu geführt, daß ihre Interpreten sich dem eigenen Rahelbild entsprechend selektiv bedienten.

Ob man sie vorzugsweise als Frau, Jüdin, an Welt und sich selbst Leidende, als analytische Beobachterin, Intelligenzbestie, Nervenbündel oder Stilistin wollte: für alles finden sich Belege. Sie kann sich in alle jeweils geforderten Richtungen nach Belieben verästeln, was ihr 1983 im Verlagsprospekt zu den Gesammelten Werken den schauerlichen Ehrentitel eintrug, sie sei »seelisch glamour«. Dabei kommt der Verdacht auf, daß manche ihrer ins Spitzfindige gehenden Schilderungen von Krankheiten und Kränkungen dem gelegentlichen Stoffmangel in einer rasend hin und her gehenden Korrespondenz geschuldet sind. Sobald ein Geist oder Herz fesselndes Thema auftaucht, werden Zahnweh, Langeweile und Gesellschaftsgewäsch ein Weilchen komplett vergessen.

Das für mich Augenfälligste, auch Geheimnisvollste dieses gewaltigen Schriftverkehrs mit Frauen wie der schönen Pauline Wiesel und Karoline von Humboldt, besonders in-

ständig mit dem sieben Jahre älteren Friedrich von Gentz und dem sechzehn Jahre jüngeren Alexander von der Marwitz, wird durch den Briefwechsel Rahel–Clemens Brentano im Juni/August 1813 grell beleuchtet. Vorausgegangen war eine Auseinandersetzung, während der Varnhagen Brentano ohrfeigte, verursacht durch Gerüchte über verletzende Äußerungen der Geschwister Brentano, in denen die von Rahel so umworbene Bettina (Goethes »leidige Bremse«), jene als »garstige Jüdin« bezeichnet haben soll.

Clemens, anscheinend um Versöhnung bemüht, schlägt von Anfang an einen poetisch-phantastischen Ton an, auf den Rahel, wegen Unwohlsein kühl und kurz antwortet. Sofort schreibt Brentano, wieder aus Prag, sehr lang, zurück: »Ich habe nur Einen Fehler gegen Sie begangen, und ihn schwer gebüßt, ja so, daß er meine Seele ewig innerlich betrüben wird.« Zum Schluß bittet er sie, »ihm ihre Hand darauf zu geben«, daß sie beide zukünftig »nur das Beste von einander denken« wollen. Rahel schickt jetzt umgehend ein forsches »Top« und fügt einige geistreich mahnende Worte an. Brentano antwortet auf der Stelle, bittet aber um Verzeihung für Nachlässigkeit, er sei »sehr schläfrig« wegen der späten Stunde, nennt sie nun »liebe Toppina« und Varnhagen nebenbei »Mister Topp«. Sein nächster Brief kommt aus Wien. Diesmal ist der Grundton der: »Warum habe ich Sie nicht eher gekannt? ... was hätten Sie aus mir gemacht, Sie gütige Freundin, strenge RichterIn, gerechte, kluge!« Rahel widersteht Brentanos Psychologie nicht länger. Es folgt ihr Vier-Tage-Brief, in dem sie nacheinander die nun endgültig verziehene Beleidigung abhandelt, ihr Bedürfnis nach leibhaftiger Geselligkeit, ihren Mann verteidigt, dann – »warum können Sie so einen schönen Brief schreiben, und ich nicht?« – streckt sie die Waffen und bekennt hingerissen: »Sie und ich – warum soll ich es nicht sagen, da ich es denke haben eine Beweglichkeit im Geiste, die ich sonst noch nicht antraf; dazu gehört ganz die Elastizität im Gefühl, seine ewige Gegenwart, und die Gewalt darüber; dies bringt das hervor, was gewöhnlich für Witz und Laune gehalten wird

und was nur die, welche es besitzen, und dabei denken können, erkennen.« Gegen Schluß setzt sie ihrer Preisgabe die geradezu schulmädchenhafte Krone auf: »Lieben Sie's, wenn man auf jeden Punkt in Briefen antwortet? Wenn Sie's nicht lieben, sagen Sie's.«

Brentano läßt sich ein paar Tage Zeit, um mit unverschämtem Raffinement zu befinden, der Brief habe in seinem Leben eine »eigne Epoche« gemacht, »nicht sowohl durch sich selbst, als durch einen Begleiter, den er auf der Briefpost hatte ... entsetzliche, theure, verfluchte Zeilen«, die ihn »bis zum Erbrechen und zum seligsten Rausche mit der Gegenwart überfüllt hätten«. Ihr »qual- und zahlvoller Brief« sei dagegen und danach ein »wohlgemeintes Feuerwerk«. Wie schön, daß sie ihm ihre »Freundschaft so von Herzen, Händen und Füßen« anbiete! Jedoch »in Ihnen, verehrte Freundin, ist gar keine Melodie, drum kommt der Takt wunderlich heraus, und lautete häufig, bei der stummen, schönsten Musik Ihrer geheimsten Seele, wie eine Trommel oder das Klopfen einer Totenuhr, oder wie das Hacken eines Spechts im Wald.« Und so geht es weiter mit der Attacke.

Rahels hilflose, flügelahme Antwort fällt knapp aus. Sie müsse sich nicht irremachen lassen, obschon gerade er es könne. Brentano schreibt noch einmal sehr lang zurück, es sei dies »der erste Brief, den ich von Ihnen lese«(!) und dieser »raschle wie gefrorne Pelze ... knirsche wie Zwieback«. Mit anderen Worten, er jongliert mit ihrer verzweifelten Selbstgerechtigkeit, vor allem jedoch mit sich selbst, er tänzelt, funkelt und flunkert, und zwar exzellent, er probiert jede artistische Schräglage zwischen Gott und Spott, liefert ein Meisterstück surrealer Dichtung und öffnet nebenbei ein paar Falltüren ins sehr Finstere seiner und der menschlichen Existenz generell. Brentano zeigt, was »Elastizität im Gefühl«, was »Beweglichkeit im Geiste«, was Witz und Laune wirklich bedeuten können.

Rahel griff den Hinweis des gefährlichen Gegners nicht auf. Die Herausforderung war hier nicht Intelligenz oder Infamie, sondern Provokation durch reine Poesie. Das aber be-

deutet Objektivieren, ausdrücklich gesetzte Form, Distanz, Vergessen der eigenen Person, selbst dann, wenn man »ich« sagt.

Angang von der anderen Seite: Unübersehbares Ingrediens der Grundstimmung sowohl der Tagebuchnotizen wie erst recht der Briefe ist die schwelende Unzufriedenheit. Rahels Jammer sucht sich, neben dem »Makel« der jüdischen Geburt und dem des Frauseins verschiedenste Anlässe und Sündenböcke, sei es die mit höchster Aufmerksamkeit registrierte, von der Augenblickssituation eines Nachmittags verursachte Gefühlsleere durch ausbleibenden Besuch oder Brief, sei's die dem Himmel anzulastende Witterung. Das Klagen etabliert sich als Haupttenor der changierenden Umstände ihres schriftlich geäußerten Lebens. Hier steckt wohl das zweite, schmerzliche Motiv für die forcierten Selbstanpreisungen, wenn sie sich u.a. als »einen der ersten Kritiker Deutschlands« bezeichnet, sich gar neben die markantesten Geister der Weltgeschichte stellt und keinen Größeren über Rahel Varnhagen duldet oder überhaupt für denkbar hält.

Was ist das zentrale, von ihr vielleicht nur undeutlich als das empfundene, nicht eingestandene Manko dieses so reich begabten Wesens? Wäre sie als Nicht-Jüdin, als Mann oder Mutter wirklich glücklich geworden? Kaum vorstellbar! Warum aber? Vielleicht liegt das Defizit zunächst in einem Überfluß, weil sie neben ihrer Formulierungsfähigkeit alles, und das jeweils in hohem Maße, an ästhetischer Reizbarkeit und Erkenntnis, an heißer Empfänglichkeit, Kälte und Schaffensdrang besitzt, was man zum Künstler braucht. Dann aber spürt sie, daß ihr trotz der vielen, in eine bestimmte Richtungweisenden Qualitäten deren Einlösung im eigentlichen Kunstwerk versagt bleibt. Und damit die disziplinierte Wollust poetischer Produktion.

Wohlgemerkt: Es ist Rahel hoch anzurechnen, daß sie, anders als die neunzig Jahre später geborene, überragend intelligente Lou Andreas-Salomé (die weiß Gott mehr Verdienste besitzt, als bloß die schöne Freundin von Nietzsche und Rilke und sehr selbständige Schülerin Freuds gewesen

zu sein!), keine ganz netten Romane wie – leider – L. A.-S. verfaßt hat, weit unter der Originalität ihrer sonstigen Schriften. Was ich meine, ist Literatur auf dem Niveau der Briefe Rahels! Warum wurde aus ihr, für die ein kultiviert bürgerliches Frauenleben jener Zeit als Versteck ihrer geistigen Triebe nicht dauerhaft getaugt hätte, keine Schriftstellerin von der Größe der ein Vierteljahrhundert später geborenen Droste, die ja auch nicht gerade ein genuiner Ausbund konventioneller Fröhlichkeit war?

Wieviel Rahel von den künstlerischen Herstellungsbedingungen versteht, beweist sie in ihren zahlreichen, tief einsichtsvollen Bemerkungen zum lebenslang verehrten Goethe, von dem sie scharfäugig ahnt, daß jemand, der so dichtet, durch »Höllen« gegangen sein muß. Dazu eine Notiz der Dreißigjährigen: »Darum liebe ich Goethe so! und habe mir erlaubt zu sagen, der Dichter als Künstler müsse alle seine Stimmung am Ende brauchen, wie der Bildhauer seinen Marmor – und gewissermaßen *entheiligt* auch der Dichter sie immer: so lange er selbst leidend fühlt, wird er nicht Dichter, und er wird *schlecht* Dichter, wenn er leidend fühlt; dies wechselt bei dem großen Goethe ja in solcher Präzision.«

Für gar nicht wenige ist das gerade heute wieder eine anstößige Neuigkeit.

Poetische Entäußerung, wenn sie den Namen verdient, vollzieht sich nur über die Härte entschiedener Formgebung, nicht über form-, also im Prinzip uferloses Verströmen, so wortreich und phantasievoll das zur momentanen Entlastung und also temporären Befriedigung auch passieren mag. Das weiß Rahel und bezeichnet es mit dem bewundernden Begriff von Goethes »Vollständigkeit«. Die aber ist nur über eine akzeptierte innere Einsamkeit und Unabhängigkeit von äußeren Reaktionen zu erreichen, was Eitelkeiten und Ruhmsucht freilich niemals ausschließt. Aber sie werden nie zum Wesentlichen. Das Einverständnis des Schriftstellers mit diesem Formdruck erzeugenden Ausschlossensein ist das Opfer, das er zu bringen hat. Sein angemessener Lohn dafür besteht im Werk, nicht im Applaus.

Es ist schwer zu sagen, ob Rahel vom Temperament und Charakter her in der Lage gewesen wäre, diesen Preis zu zahlen. Jedenfalls hat sie es nicht getan. Regelrecht verstockt, mit verdächtigem Trotz betont sie immer wieder, wie unerlässlich ihr die Reaktion der anderen, das lebendige Gespräch, der breit gestreute Zuspruch, der briefliche Wechselgesang sind. Ihre Korrespondenz wird häufig eingeleitet mit der Klage, eine Antwort habe zu lange auf sich warten lassen, und endet mit dem Befehl, sofort eine möglichst lange Erwiderung zu verfassen und auf die Post zu geben. Übergangslos bricht sie das Erörtern letzter Fragen zu Gott, Tod, Ewigkeit ab zugunsten des Aufzählens aktueller und prominenter Teebesuche.

Sie wollte ausdrücklich vielen vieles sein, fest entschlossen, darin ihre Erfüllung zu sehen. Es ist ihr offenbar weniger geglückt, als sie erhoffte. Rahel hat sich in ihren Briefen rückhaltlos verschwendet – und dabei vielleicht eine andere Begabung verschleudert?

Man mag es als Vorteil oder als Defizit ansehen, daß sie bei ihrem Briefeschreiben geblieben ist. Sicher ist: Wir verdanken Rahels Version der Mitteilung, in der sie sich so leidenschaftlich und schonungslos selbst ins Zentrum stellt, fern jeder Ambition zur Selbstvergessenheit, eine großartige Sammlung von Seelendokumenten und Zeugnissen einer Epoche, auch, fragmentarisch, der historischen Ereignisse, ihrer intellektuellen Salongespräche, ihres geselligen Verkehrs. Man wird betört von der sprachlichen Artikulationsfülle eines ungewöhnlichen Geistes und Herzens, die uns heute, durch rudimentäre, kümmerliche Kommunikationsweisen dominiert und domestiziert, eindringlicher als jede mittelmäßige literarische Fiktion verdeutlicht, auf welcher Höhe und in welcher Differenzierung menschlicher Kontakt einmal stattgefunden hat, grundsätzlich stattfinden kann.

1825, acht Jahre vor ihrem Tod, porträtierte sie sich mit folgenden Worten: »Ein wogendes großes Meer, mit schlechtem und gutem Wetter; mit, ohne Sonne, mit tiefen Farben, Spiegelungen, Geheimnissen, Produktionen, Dünsten, Ge-

wölk; Empörung, Himmelsruhe! – Mit keinem Menschen denk' ich über gewisse Dinge gleich.«

Rahel als brillant und vielfältig reagierende Naturerscheinung in sprachlich adäquat reflektierender Manifestation! Ähnliches hatte schon jemand 1808 über das »Ausnahmewesen« gegenüber Varnhagen vermutet. Es war Jean Paul, der ihre spezielle Größe allerdings besser erkannte als sie die seine.

Rahel.
Ein Buch des Andenkens
für ihre Freunde

Oktober 1787 bis Dezember 1807

Nr. 1-364

